

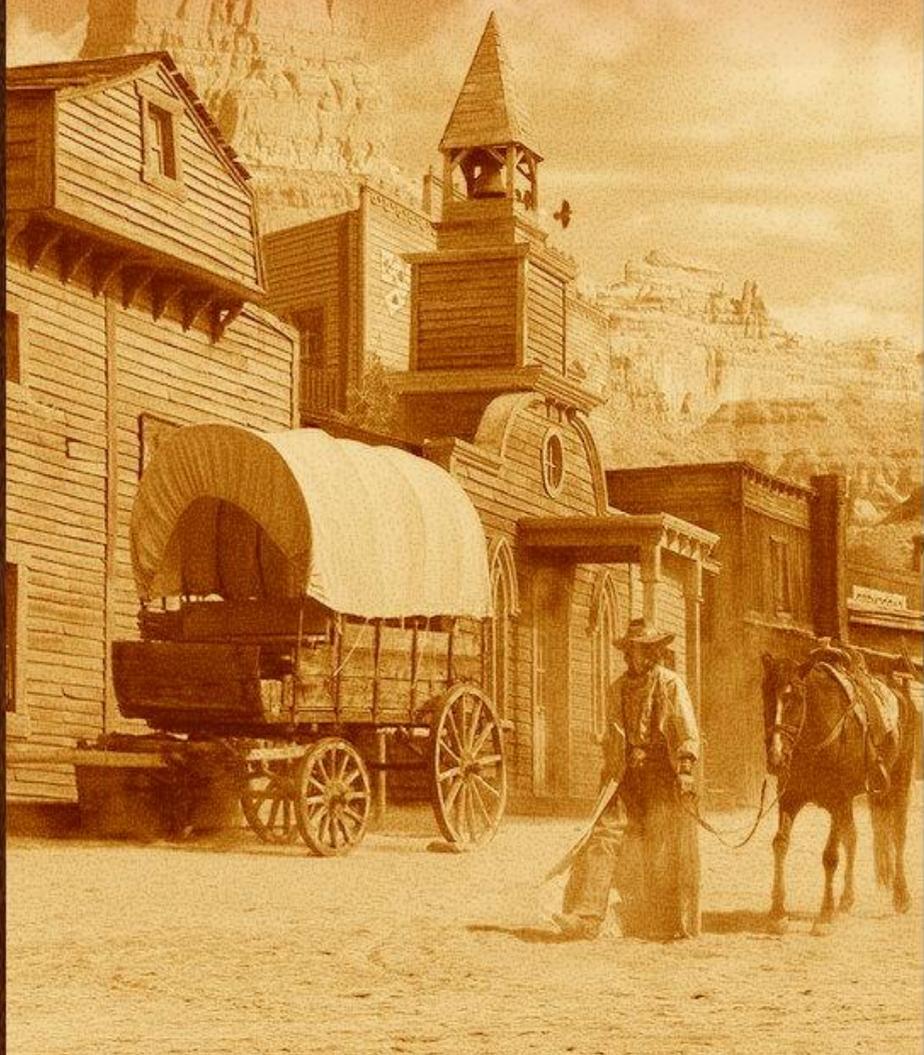


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Der Marshal
und die Todeskutsche

WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Der Marshal und die Todeskutsche

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Der Marshal und die Todeskutsche

Eigentlich wollte Marshal Crown nur so schnell wie möglich wieder nach Hause. Aber Channing, die kleine Stadt im nördlichen Panhandle von Texas, wo man ihn als Hauptzeuge in einem Mordprozess vorgeladen hatte, lag nun mal über zehn Tagesritte von seiner Heimatstadt entfernt.

Als ob das nicht genug war, hatte er es auf seinem Ritt zurück dann auch noch mit aufständischen Kiowa, einer mannstollen Siedlertochter und schießwütigen Deserteuren zu tun, die es auf die Geldkassette einer Sonderkutsche abgesehen hatten, die zufällig seine Wege kreuzte.

Es dauerte nicht lange, und Crown wusste nicht, was schlimmer war: die Indianer, die Siedlertochter oder die marodierenden Soldaten.

Gähmend schälte sich Town Marshal Jim Crown aus der Decke seines Nachtlagers.

Ein schmaler, hell schimmernder Streifen kündigte am östlichen Himmel den neuen Morgen an, aber noch war die aufgehende Sonne zu schwach, um den Frühnebel zu durchdringen, der wie nasse Watte zwischen den Bergen hing.

Der große, dunkelhaarige Mann schlug die Satteldecke zurück und kam fröstelnd auf die Beine. Er nahm seine schwere Mackinaw-Jacke, die ihm in der Nacht als Kopfkissen gedient hatte, vom Boden auf und streifte sie sich rasch über. In den Caprock, jenem Kalksteinmassiv, das fast den

gesamten Nordwesten von New Mexiko und Texas umfasste, waren die Nächte selbst Ende April noch immer empfindlich kalt.

Crown schlug den Kragen der Jacke hoch, schnallte den schweren Revolvergürtel mit dem wuchtigen Navy Colt um die Hüften und ging steifbeinig vor dem niedergebrannten Feuer seines Nachtlagers in die Hocke. Vorsichtig blies er so lange in die rot glühenden Überreste, bis aus den heruntergebrannten Holzkloben wieder die ersten kleinen Flammen emporzüngelten. Er legte rasch etwas von dem Holz nach, das er am Abend zuvor eingesammelt und neben der Feuerstelle aufgeschichtet hatte, und stellte eine rußgeschwärzte Kaffeekanne in das auflodernde Feuer.

Es dauerte nicht lange, bis der Kaffee zu kochen begann. Crown schenkte sich etwas von der schwarzen Brühe in eine Blechtasse, beugte sich vor und spitzte vorsichtig die Lippen, um sich nicht gleich beim ersten Schluck den Mund zu verbrennen.

Im gleichen Moment zischte ein Pfeil heran.

Der gefiederte Todesbote schien aus dem Nichts zu kommen und bohrte sich mit einem hässlichen Klatschen in den Stamm der Pinie, unter deren weit ausladenden Ästen er sein Nachtlager aufgeschlagen hatte.

Crown überlegte keine Sekunde. Geistesgegenwärtig ließ er seine Kaffeetasse fallen, riss den Colt aus dem Holster und hechtete zur Seite.

Einen Augenblick später durchbrachen zwei bronzehäutige Gestalten mit schrillum Kriegsgeschrei das Unterholz. Die beiden Apachen kamen mit erhobenen Waffen auf ihn zugestürmt. Ihre Gesichter waren mit greller Farbe bemalt.

Crown schoss noch im Liegen.

Einer der Indianer blieb abrupt stehen und ließ Pfeil und Bogen fallen. Dann griff er sich an die Brust, torkelte noch ein, zwei Schritte zur Seite und stürzte zu Boden.

Blut rann unter seinem Körper hervor und zeichnete ein hässliches Muster in den Kalksteinboden, aber das registrierte Jim bereits nicht mehr.

Der andere Angreifer war inzwischen nur noch wenige Schritte von ihm entfernt. Stahl blitzte auf, als der Apache mit seinem Kriegsbeil ausholte. Ein wilder Schrei kam über seine Lippen.

Crown sah den Tomahawk kommen, schwenkte den Lauf seiner Waffe herum und feuerte einfach, ohne vorher großartig zu zielen.

Die Kugel verwandelte das bemalte Gesicht des Kriegers in eine blutig rote Ruine.

Der Mann sank zu Boden.

Jim wischte sich den Schweiß von der Stirn und kam mühsam wieder auf die Beine. Erleichterung lag auf seinem kantigen Gesicht.

»Himmel!«, durchzuckte es ihn. »Das war knapp.«

Rasch lud er seine Waffe nach und steckte den Colt wieder ins Holster zurück. Dabei schaute er immer wieder über die Schultern zurück. Er lebte inzwischen im Indianerland lange genug, um zu wissen, dass die beiden Angreifer Späher waren. Junge Krieger, die leicht an den Skalp eines Weißen kommen wollten.

Noch war von den anderen Indianern nichts zu sehen, aber die Staubwolke, die inzwischen im Osten über den Hügeln stand, verhieß nichts Gutes.

Mit fliegenden Fingern brach Jim sein Nachtlager ab.

Nachdem er sein Pferd gesattelt und alle Habseligkeiten

verstaut hatte, zog er sich auf den Rücken seines Buckskins und lenkte das Tier aus dem Pinienwäldchen heraus.

Er verzichtet bewusst darauf, die beiden Apachenspäher zu begraben. Ihre Stammesbrüder würden sie so oder so entdecken, und ihn hätte es nur unnötig Zeit gekostet. Zeit, die bei einer Verfolgung über Leben und Tod entscheiden konnte.

Jim Crown wusste nur zu gut, was ihn erwartete, wenn er den Indianern lebend in die Hände fiel. Allein nur bei dem Gedanken daran lief es ihm eiskalt über den Rücken.

Es war später Mittag, als der Marshal abrupt an den Zügeln seines Buckskins zerrte und sich in den Steigbügeln aufrichtete. Dabei drehte er den Kopf nach Westen und starrte angestrengt über den Overland Trail hinweg auf die bewaldeten Hügel des Caprock Plateaus, die sich zu seiner Rechten verschwommen im gleißenden Licht der Sonne am Horizont abzeichneten.

Irgendwie war er der Meinung, dass dort schon seit geraumer Zeit ständig etwas in unregelmäßigen Abständen aufblitzte, er war sich nur noch nicht ganz sicher. Er schob sich deshalb den Hut aus der Stirn, kniff seine rehbraunen Augen zu schmalen Schlitzen zusammen und betrachtete die Hügel etwas eingehender.

Minutenlang war nichts zu sehen und er begann sich im Stillen bereits zu fragen, ob er durch die ungewöhnliche Hitze der letzten Apriltage nicht schon unter Halluzinationen litt, als es erneut aufblitzte.

Jim fühlte, wie sein Mund trocken wurde, als er beobach-

tete, wie Sekunden später aus entgegengesetzter Richtung ein rhythmisches Blinksignal antwortete.

Kurz darauf erlosch das Blinken.

»Verdammte Scheiße!«, fluchte Jim gepresst. Er wusste nur zu gut, was das zu bedeuten hatte. Das war nicht irgendein Sonnenreflex auf dem Felsgestein der Caprock, das waren eindeutig Spiegelsignale und sie galten garantiert ihm. Die Indianer verfolgten ihn also immer noch. Jim unterdrückte einen weiteren Fluch und hämmerte seinem Buckskin die Absätze seiner Stiefel in die Weichen.

Das Tier wieherte, als ob es begreifen würde, dass ihrer beider Leben von seiner Schnelligkeit abhing, und preschte wie von einem Katapult abgeschossen vorwärts. Der Reitwind riss ihm fast den Hut vom Kopf, während sein Pferd mit wirbelnden Hufen über den Trail jagte. Einen Atemzug später zerriss das helle Peitschen eines Gewehrschusses die Stille des frühlingshaften Tages.

Unwillkürlich drehte Jim den Kopf.

Auf den Hügeln im Westen zeichneten sich die Umrise mehrerer Reiter ab. Acht, neun oder zehn. Jim nahm sich nicht die Zeit, sie genau zu zählen. Als er die federgeschmückten Lanzen der Apachen und ihre Gewehre sah, die in der Sonne mit den Speerspitzen um die Wette funkelten, wusste er, dass ihn nur noch ein Wunder retten konnte.

Obwohl sein Buckskin ein ausdauerndes und schnelles Pferd war, bedeutete das für ihn keinesfalls die Garantie, den Indianern auch wirklich zu entkommen. Wie schnell konnte das Tier bei dem vor ihnen liegenden halbrecherischen Querfeldeinritt in einen Präriehundebau treten, über eine Wurzel stolpern oder mit den Vorderhufen in einer

versteckten Bodenfalte umknicken.

Crown wusste, dass es bis zur nächsten Ansiedlung, einem Handelsposten, der gleichzeitig der Butterfield Overland Line als Postkutschenstation diente, nur noch zwei Meilen waren. Jedenfalls hatte ihm das der Staatsanwalt nach der Gerichtsverhandlung in Channing, wo er als Hauptzeuge geladen war, so erzählt. Trotzdem wurde er das Gefühl nicht los, das diese zwei Meilen wohl die längsten seines Lebens sein würden.

Die Indianer kamen in einer breit gefächerten Formation die Hügel hinunter.

Staub wallte unter den Hufen ihrer drahtigen Ponys auf. Ihre kehligen Schreie gellten überlaut in seinen Ohren. Obwohl die Temperaturen trotz der späten Nachmittagsstunde immer noch beinahe hochsommerlich waren, lief ihm ein eisiger Schauer über den Rücken.

Mit heiseren Rufen spornte er sein Pferd zu Höchstleistungen an, und das Tier streckte sich.

Crown beugte sich im Sattel vor und versuchte sich so leicht wie möglich zu machen. Wie ein Pfeil flog der Buckskin über das zerklüftete Land, bis sein Maul mit Schaum bedeckt war und sein Fell so vor Schweiß glänzte, als wäre das Tier von einem Regenguss überrascht worden.

Seine Hufe trommelten in einem donnernden Stakkato über den staubigen Boden, aber dennoch schoben sich die Apachen immer näher heran. Die Indianer kannten das Terrain anscheinend wie ihre eigene Hosentasche.

Mit einem geradezu mörderischen Tempo jagten sie durch das unwegsame Gelände, während Jim ständig Hindernissen ausweichen musste, die er durch den rasenden Galopp seines Pferdes oftmals erst im letzten Moment er-

kannte.

Als ihm klar wurde, das ihn die Apachen trotz aller Bemühungen bald eingeholt haben würden, zerrte er seine Spencer Rifle aus dem Scabbard, drehte sich im Sattel um und feuerte fast das komplette Röhrenmagazin auf die immer näher kommenden Verfolger ab.

Es war eine Geste der Verzweiflung, denn die Wahrscheinlichkeit, mit einem Gewehr vom Rücken eines dahin galoppierenden Pferdes aus ein bewegliches Ziel zu treffen, war ungefähr so groß wie die Überlebenschance eines Schneeballs auf einer heißen Herdplatte.

Aber Crown hatte Glück, zwei seiner Kugeln fanden tatsächlich ihr Ziel.

Einer der Apachen flog in hohem Bogen aus dem Sattel und verschwand in einer Staubwolke. Die andere Kugel traf eines der Indianerponys, worauf das Tier mit den Vorderbeinen einknickte, sich überschlug und mitsamt seinem Reiter mehrere Yards über den Boden schlidderte.

Der Angriff kam einen Moment lang ins Stocken und verschaffte ihm dadurch wertvolle Sekunden. Bis sich die Indianer wieder formiert hatten, tauchten vor ihm bereits die ersten Umrisse der Caprock Station auf.

Der Besitzer des Anwesens, ein gedrungener, vierschrötig wirkender Mann, stand neben dem Pferdecorral auf dem Hof und schien den Ärger mit den Indianern offenbar vorausgeahnt zu haben. Jedenfalls hielt er ein Gewehr in den Händen und fluchte im gleichen Rhythmus, mit dem er die Waffe abfeuerte. Seine tiefe Stimme war trotz des Krachens der Schüsse meilenweit zu hören.

»Kommt nur her, ihr verdammten Hunde. Der alte Joe hat genug Kugeln für jeden von euch.«

Seine Schießkünste schienen genauso gut entwickelt zu sein wie seine Stimme. Nachdem auch die dritte Kugel aus seinem Gewehr mit geradezu erschreckender Genauigkeit ihr Ziel in den Reihen der Indianer gefunden hatte, brachen die Apachen ihren Angriff ab und drehten um.

»Danke«, keuchte Jim, als er sein Pferd vor dem Mann zügelte und aus dem Sattel glitt. »Das war verdammt knapp.«

Der Gewehrschütze spuckte einen Klumpen Kautabak zu Boden und verzog ärgerlich das Gesicht.

»Es wird mit jedem Tag schlimmer. Wenn die Army nicht bald eingreift, kann ich die Station zuschließen. Allmählich traut sich ja kein Mensch mehr zu mir heraus. Wovon soll ich denn leben, wenn ich in meinem Laden niemanden mehr etwas verkaufen kann?«

Crown zuckte mit den Schultern und wickelte die Zügel seines Pferdes um einen der Balken des Pferdecorrals.

Er hatte im Moment ganz andere Sorgen.

Die Apachen nahmen es ihm anscheinend ziemlich übel, dass er zwei ihrer Späher erschossen hatte. Jedenfalls verfolgten sie ihn seither mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit.

Die letzten Stunden, in denen er durch die Bergwildnis der Caprock geritten war, hatten ihn an das Ende seiner Kräfte gebracht. Auch sein Pferd war nach dem Gewaltritt so gut wie erledigt. Sie waren seit Sonnenaufgang unterwegs, ohne Rast und ohne etwas zu essen.

Die Voraussetzungen, einen weiteren Tag im Indianerland zu überleben, konnten nicht schlechter sein.

»Kann ich heute Nacht hier schlafen?«, fragte Jim deshalb. »Ich wäre auch mit einem Platz im Stall zufrieden. Hauptsache, ich muss mich in der Dunkelheit nicht mit den India-

nern herumärgern.«

»Selbstverständlich, aber was soll die Bemerkung mit dem Stall? Wir haben schließlich drei Schlafkammern im Haus.«

»Danke für das Angebot, aber ich will ...«

»Papperlapapp«, unterbrach ihn der Stationer. »Vergessen Sie, was Sie wollen. In Zeiten wie diesen müssen wir Weißen einfach zusammenhalten. Ich heiße übrigens Hamilton, Joe Hamilton. Ich bin der Besitzer dieses bescheidenen Anwesens.«

Crown tippte mit dem Zeigefinger an den Rand seines breitkrepfigen Hutes.

»Danke, mein Name ist Jim Crown. Es tut verdammt gut, endlich mal wieder unter Menschen zu sein. Sie glauben ja gar nicht, wie eintönig es ist, wenn man tagelang durch die Gegend reitet und sich nur mit Präriehunden und Kojoten unterhalten kann. Also nochmals vielen Dank für das Angebot.«

Crown verschwieg mit Absicht, dass er der Town Marshal von Rath City war. Zum einen besaß er in dieser Gegend sowieso keine Befugnisse, zum anderen hatte er auf seinen Dienstreisen inzwischen festgestellt, dass die Menschen, die er dabei kennenlernte, ihm gegenüber weitaus einsilbiger wurden, sobald sie wussten, dass er einen Stern trug.

Der Stationer winkte ab. »Keine Ursache, bei den Hamiltons ist noch kein Reisender zu kurz gekommen. Was halten Sie von einer anständigen Portion Bohnen mit Speck und einer Tasse heißen Kaffee?«

»Ziemlich viel, ich habe nichts mehr in den Magen bekommen, seit ich kurz nach Sonnenaufgang von den India-

nern überfallen wurde.«

»Na dann kommen Sie mal mit«, sagte Hamilton mit einem verständnisvollen Lächeln auf den Lippen.

»Und was ist mit meinem Pferd?«

»Das erledige ich, dazu bin ich schließlich da«, erwiderte Hamilton und griff nach den Zügeln des Buckskins.

Crown wandte sich seinem Pferd zu und klopfte dem Tier aufmunternd auf die Hinterhand.

»Hast du das gehört, alter Junge? Schätze, wir beide haben diese Nacht endlich mal wieder ein Dach über dem Kopf.«

Das nachfolgende Schnauben des Buckskins klang fast wie eine Zustimmung. Jim grinste, zog das Gewehr aus dem Scabbard und warf sich die Satteltaschen über die Schultern. Geduldig wartete er, bis der Stationer wieder aus dem Stall kam, und ging dann gemeinsam mit ihm zum Wohnhaus zurück. Als sie den hölzernen Verandavorbau betraten, öffnete sich die Eingangstür und eine Frau trat über die Schwelle.

Sie hielt einen zerschrammten Sharpskarabiner im Hüftanschlag.

Der Marshal verharrte mitten in der Bewegung.

Die kreisrunde Mündung des großkalibrigen Gewehrs zeigte nämlich genau auf seinen Kopf.

Die Frau war noch jung, Anfang zwanzig vielleicht. Sie bewegte sich mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze, trug ein fadenscheiniges Leinenkleid, das trotz aller Schlichtheit ihre atemberaubenden Formen nicht verbergen konnte. Im

Gegenteil, ihre prallen Brüste sprengten den Stoff ihres Oberteils beinahe mit jedem Atemzug, und auch sonst war bei ihr alles an der richtigen Stelle.

Jim musste unwillkürlich schlucken.

Ihr Anblick hätte wahrscheinlich sogar einem presbyterianischen Priester den Schweiß auf die Stirn getrieben.

»Wer ist das, Dad?«

Statt einer Antwort begann der Stationer lauthals zu fluchen. »Verdammt noch mal, Jane, wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du im Haus bleiben sollst, wenn Indianer in der Nähe sind.«

Die junge Frau lächelte spröde. »Wahrscheinlich so oft, wie ich dir gesagt habe, dass ich durchaus in der Lage bin, mich zu wehren. Du weißt doch, dass ich genauso gut schießen kann wie du.«

Der Stationer schüttelte resignierend mit dem Kopf. »Du wirst es nie begreifen. Für die Indianer bist und bleibst du eine Frau, egal, ob du eine Waffe in den Händen hast oder nicht.«

Jane legte die Stirn in Falten. Ihr schien bereits eine scharfe Erwiderung auf den Lippen zu liegen. Aber bevor sie ihrem Vater antworten konnte, mischte sich der Marshal in die Unterhaltung ein.

»Ihr Vater hat recht.«

Janes Kopf ruckte herum. »Was verstehen Sie denn davon?«

»Ich bin im Indianerland aufgewachsen, ich kenne die Rothäute. Sie haben Frauen gegenüber eine ganz andere Einstellung als wir und lassen sich bei ihrem Anblick oftmals zu Dingen hinreißen, die sie niemals tun würden, wenn stattdessen ein Mann vor ihnen stehen würde, egal,

ob mit oder ohne Waffe.«

»Was Sie nicht sagen«, erwiderte Jane Hamilton schnippisch. »Und was sind das für Dinge?«

Crown verzichtete auf eine Antwort.

Die junge Lady war anscheinend unbelehrbar.

Also wischte er mit einer blitzschnellen Bewegung seiner Linken den Gewehrlauf zur Seite und ließ gleichzeitig die Rechte auf den Griff seines Navys fallen. Der Colt schien ihm dabei förmlich in die Hände zu springen. Bevor die Stationstochter überhaupt reagieren konnte, blickte sie nun ihrerseits in die Mündung einer Waffe.

»Dinge wie diese«, erwiderte der Marshal trocken.

Der Blick, den ihm die junge Frau daraufhin zuwarf, war so eisig, dass selbst die Hölle erfroren wäre. Einen Moment lang lag eine eigentümliche Spannung in der Luft. Dann steckte Jim seinen Colt wieder ins Holster zurück und schenkte der Frau ein Lächeln.

»Sorry, ich hoffe, ich habe Sie nicht zu sehr erschreckt, aber ich denke, dass Sie jetzt verstehen, was Ihr Vater damit sagen will.«

Jane antwortete mit einem verächtlichen Schnauben, was ihren Vater zu einem schadenfrohen Grinsen veranlasste.

»Ha, scheinbar bist du diesmal an den Richtigen geraten. Habe ich es dir nicht immer wieder gesagt? Es genügt nicht nur zu schießen und zu treffen, man muss sein Gewehr auch beherrschen und den Gegner einschätzen können.«

»Pah«, antwortete seine Tochter schroff. »Er konnte mich nur überraschen, weil du so vertrauensselig mit ihm umgegangen bist.«

»Hier draußen vertraut man jedem anständigen Weißen.«

»Ich weiß, deshalb war ich auch so sorglos.«

»Genug jetzt«, sagte Hamilton schließlich. »Lasst uns ins Haus gehen. Solange es noch nicht dunkel ist, müssen wir ständig damit rechnen, dass die Indianer wieder zurückkommen.«

Jim nickte und folgte dem Stationer.

Zusammen gingen sie an Hamiltons Tochter vorbei, die immer noch wie festgenagelt zwischen Tür und Angel stand.

Das Innere des Haupthauses bestand aus einem einzigen, einfach eingerichteten Raum, in dem gleichzeitig ein Schnapsausschank und eine Küche mit einer offenen Feuerstelle untergebracht waren.

Während die Männer an einem der Tische vor der Theke Platz nahmen, hantierte Jane vor der Feuerstelle mit Töpfen und Pfannen. Geraume Zeit später erfüllte der Duft von gebratenem Speck die abgestandene Luft in dem Schankraum.

Das nachfolgende Abendessen war genau nach Jims Geschmack.

Speck und Bohnen waren so scharf wie Janes Rundungen und der Kaffee so heiß wie die Hölle. Während er heißhungrig über das Essen herfiel, bemerkte er aus den Augenwinkeln heraus, wie ihn der Stationer und seine Tochter immer wieder unauffällig musterten.

Joe Hamilton war das Ebenbild eines rechtschaffenen Westmannes, untersetzt, vierschrötig, mit einem offenen und ehrlichen Gesicht.

Seine Tochter hingegen wirkte in der Einöde der Postkut-

schenstation irgendwie deplatziert.

Ihre Gestik und vor allen Dingen ihr Gesichtsausdruck verriet Jim, dass die junge Lady von ganz anderen Dingen träumte, als Ställe ausmisten, in der Küche stehen oder im angrenzenden Store Dosenpfirsiche zu verkaufen.

Eines jedoch hatten beide gemeinsam: Trotz aller Höflichkeit ihm als Gast gegenüber war eine gewisse Sorge in ihren Gesichtern unübersehbar.

»Ich bin zwar nur auf der Durchreise«, sagte Jim, indes er sich die letzten Reste seiner Mahlzeit mit einem Kanten Brot auf den Löffel schob. »Aber anscheinend gibt es hier in der Gegend mit den Indianern ziemlichen Ärger. Weiß die Armee davon?«

Als Hamilton antwortete, schwang ein zorniger Unterton in seiner Stimme mit.

»Die Armee? Pah, solange es keine Toten unter den Weißen gibt, die hier leben, interessieren sich die Blaubäuche einen Scheißdreck für das, was hier passiert.«

Jim, der gerade den leeren Teller von sich schieben wollte, verharrte mitten in der Bewegung.

»Könnten Sie mir das bitte etwas genauer erklären? Ich muss schließlich noch einige Tage durch diese Gegend reiten und wüsste daher schon gerne, was mich hier noch so alles erwartet.«

»Da gibt es nicht viel zu erklären. Seitdem man Wilbur Meeker zum neuen Leiter der Kiowa-Apache Reservation gemacht hat, ist in diesem Land der Teufel los.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Ganz einfach, der Kerl hat von den Roten soviel Ahnung wie eine Kuh vom Sonntag. Alles, was er anpackt, ist einfach nur Scheiße. Wissen Sie eigentlich, was diese Pfeife ge-

macht hat, bevor er Indianeragent wurde?«

Jim schüttelte den Kopf.

»Er war ein Schreiberling. Es ist eigentlich kaum vorstellbar, aber bis vor einigen Monaten hat dieser bigotte Heuchler tatsächlich sein Geld damit verdient, dass er Gedichte und schwülstige Romane für irgendwelche Zeitungen im Osten verfasst hat. Wahrlich der richtige Mann für diesen Posten. Ich weiß zwar nicht, wer ihm den Job als Leiter der Reservation verschafft hat, aber der Kerl gehört genauso hinter Gitter wie Meeker selber.«

»Was hat er denn getan, dass die Indianer jetzt wie wilde Hornissen durch das Land schwärmen?«

Hamilton lachte bitter. »Was er getan hat? Dieser Dummkopf will den Indianern allen Ernstes die Lebensweise eines Farmers aufzwingen. Mann, die Kiowa-Apachen sind Reiter, Jäger und Fallensteller, die taugen so wenig zum Schollenbrecher wie eine Hure als Lehrerin für die Sonntagschule.«

»Pa!«, entrüstete sich Jane Hamilton. »Wir haben einen Gast. Also sag nicht solche Dinge.«

»Ist doch wahr. Erst letzten Monat wollte er den Indianern die Pferde wegnehmen, um sie zu zwingen, den Boden mit Ochsespann und Pflug zu bearbeiten, natürlich ohne Erfolg. Er lässt sich inzwischen Father Meeker nennen, beleidigt die Häuptlinge und Medizinmänner des Stammes und versucht, mithilfe seiner Frau und seiner Tochter Abigail die Indianer zu Christen umzuerziehen. Glauben Sie mir, wenn er so weitermacht, widersetzen sich bald nicht nur die jungen Krieger seinen Anweisungen, sondern irgendwann auch der Rest des Stammes. Und dann gute Nacht! Aber wie gesagt, solange es keine Toten

gibt, interessiert das in der Hauptstadt keinen Menschen.«

Inzwischen hatte sich Jane von ihrem Stuhl erhoben und damit begonnen, den Tisch abzuräumen. Wohlwollend sah Hamilton seiner Tochter geraume Zeit dabei zu, wie sie das Geschirr im Spülstein abwusch. Dabei legte er seine Stirn in Falten, als schien er noch über etwas nachzudenken. Jim wartete darauf, dass er irgendetwas sagte, aber stattdessen erhob er sich und nickte ihm nur zu.

»Ich geh dann mal schlafen. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, aber morgen früh erwartet mich wieder eine Menge Arbeit. Die Nacht ist jetzt schon wieder verdammt kurz. Ihr Zimmer ist übrigens da oben«, sagte er und deutete auf die Holztreppe neben dem Tresen, die einen Stock weiter oben in einen schmalen Gang mündete. »Erste Tür gleich links.«

»Gute Nacht«, erwiderte Jim.

Als er merkte, dass Jane ebenfalls Anstalten machte, ins Bett zu gehen, verabschiedete er sich auch und machte sich auf den Weg zu seinem Zimmer.

In der Schlafkammer angekommen zündete Crown zuerst die Petroleumlampe auf dem Nachttisch an. Dann setzte er sich auf das Bett und zog seine Stiefel aus. Obwohl es für Ende April tagsüber bereits ungewöhnlich warm war, herrschten nachts in den Cap Rocks immer noch Temperaturen, die nur knapp über dem Gefrierpunkt lagen.

Crown fröstelte, nachdem er sich des Hemds und der Hose entledigt hatte. Hastig drehte er den glimmenden Docht der Petroleumlampe herunter und kroch dann schnell unter die Decke.

Eine Zeit lang dachte er noch über Jane Hamilton und ihren Vater nach, aber schon bald machten sich die Strapazen der vergangenen Stunden bemerkbar, und so dauerte es

nicht lange, bis ihm die Augen zufielen.

Es war bereits weit nach Mitternacht, als Jim durch ein Geräusch geweckt wurde, das ihm irgendwie bekannt vorkam.

Gähmend schwang er die Decke zur Seite, setzte die nackten Füße auf den kalten Fußboden und blieb einen Moment lang lauschend auf der Bettkante sitzen.

Zunächst hörte er nur etwas, das so ähnlich wie das Rumpeln und Grollen eines weit entfernten Gewitters klang. Doch das Geräusch wurde rasch lauter und war schließlich so klar und deutlich, dass er sofort wusste, was diese Laute zu bedeuten hatten.

Eine Kutsche näherte sich der Station.

Er hörte es an den eisenbeschlagenen Rädern, die über den ausgefahrenen Karrenweg des Overland Trails rumpelten, am Schnauben der Pferde und am Klirren der Gebissketten.

Während er in seine Kleider schlüpfte, überkam ihn das Gefühl, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Sekunden später zeigte ihm eine raue Stimme, dass er sich wie immer auf sein Bauchgefühl verlassen konnte.

Sie kam von draußen, vom Hof und gehörte dem Kutscher, dessen Worte von den typischen Geräuschen untermalt wurde, die immer dann erklangen, wenn ein Fuhrwerk samt Gespann zum Stehen gebracht wurde.

»Wo zum Teufel steckst du, Joe! Hast du nicht gehört, dass wir kommen?«

Hamiltons Antwort war ein lästerlicher Fluch, während

er hinter sich die Tür zu seiner Schlafkammer ins Schloss zog. Dann hörte Jim, wie er durch den Hausflur schlurfte und sich dabei an einem Gewehr zu schaffen machte. Das Herumschnappen des Sicherungsflügels war in dem engen Flur deutlich zu hören.

»Bist du das, Mike?«, rief Hamilton, während er langsam den Riegel an der Eingangstür zurückschob.

»Wer denn sonst, und jetzt mach endlich deinen Schuppen auf.«

Neugierig drückte sich Jim die Nase an der Glasscheibe seines Zimmerfensters platt.

Der Stationer hatte inzwischen die Tür aufgerissen und war auf der Schwelle stehen geblieben. In der einen Hand hielt er eine Schrotflinte und in der anderen eine Petroleumlampe, die er ständig hin und her schwenkte, sodass ihr gelber Lichtschein den ganzen Hof ausleuchtete.

»Was willst du hier? Weißt du, wie spät es ist?«

»Sag bloß, du hast geschlafen!«

»Was hast du denn gedacht? Dass ich mir die Nächte um die Ohren schlage, nur damit ich dein dummes Gesicht auch in der Dunkelheit zu sehen bekomme?«

Der Kutscher, der inzwischen vom Wagenbock geklettert war, lachte dröhnend.

»Typisch Hamilton, freundlich und zuvorkommend wie immer.«

»Verdammt Mike, es ist spät und ich bin müde. Also hör auf, so einen Blödsinn daherzureden, und sag mir endlich, was du hier um diese Zeit zu suchen hast.«

Das Gesicht des Kutschers wurde schlagartig ernst, nachdem er sich vor dem Stationer aufgebaut hatte. »Ich brauche ein frisches Gespann, und zwar schnell. In der Zwi-

schenzeit könnte deine Tochter vielleicht Kaffee kochen und ein paar belegte Brote machen. Ich sitz nämlich schon seit fast zwanzig Stunden auf dem Bock da oben.«

Hamilton verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. »Wie stellst du dir das vor? Du weißt doch ganz genau, dass ich nur zwei frische Gespanne im Stall stehen habe, und die brauche ich für die regulären Kutschen. Außerdem schläft Jane schon längst.«

»Ich weiß, aber heute musst du eine Ausnahme machen.«

»Wer sagt das?«

»Ich!«

Hamiltons Kopf ruckte herum.

Die Stimme des Mannes, der sich aus dem Wageninneren zu Wort gemeldet hatte, war nur halb so laut wie das dröhnende Organ des Kutschers. Trotzdem war etwas an ihr, das jedem halbwegs vernünftigen Mann aufzeigte, dass es besser war, nicht zu widersprechen.

Als der Wagenschlag aufgerissen wurde und der Sprecher ins Freie trat, wusste Jim, der vom Fenster seines Zimmers aus sowohl die Kutsche als auch den Hauseingang im Blickfeld hatte, auch, warum.

Der Kerl war ein Berg von einem Mann, mindestens sechs Fuß groß, breitschultrig und mit einem Gesicht wie ein hungriger Büffelwolf. Der schwarze Anzug betonte in der Dunkelheit sein beeindruckendes Erscheinungsbild noch zusätzlich. Dazu kam, dass er scheinbar ein Zweihandschütze war; ein Buscadero, und die Art, wie er seine Waffen trug, ließ darauf schließen, dass er damit auch umzugehen wusste.

»Wer ist das denn?«, fragte Hamilton ungehalten, während der Mann sporenklirrend auf sie zukam.

»John Ballard, der zuständige Sicherheitsagent für diesen Distrikt«, erwiderte Mike Hanson, der Kutscher. »Ein wahrer Eisenfresser. Glaub mir, der Kerl ist gnadenlos, ich würde mich nicht wundern, wenn der sich morgens statt Kaffee Schießpulver ins Wasser schüttet.«

»Und was will er hier?«

»Das wird er dir bestimmt gleich selber sagen«, entgegnete Mike und machte einen Schritt zur Seite, um Ballard den Vortritt zu lassen.

»Sind Sie der Besitzer dieser Station?« Es klang eher wie eine Feststellung als eine Frage.

Hamilton nickte und ließ die Schrotflinte sinken.

»Mein Name ist Ballard. Aber das hat Ihnen ja bereits der Kutscher erzählt, genauso wie die andere Sache. Also, wie lange dauert es, bis Sie das Gespann gewechselt haben?«

Hamilton schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ihr habt mich beide nicht richtig verstanden, also noch mal. Ich kann euch kein neues Gespann zur Verfügung stellen, sonst habe ich für die beiden regulären Kutschen, die bis zum Mittag noch hier durchkommen, keines mehr zur Verfügung. Ohne frische Pferde können eure Kollegen die Zeiten nicht einhalten und damit kommt der ganze Fahrplan durcheinander.«

Ein Schatten huschte über Ballards Gesicht und das berufsmäßige Lächeln verschwand wie fortgewischt.

»Ich glaube eher, Sie haben nicht richtig zugehört. Ich bin John Ballard, der zuständige Sicherheitsagent für diesen Distrikt und damit in gewisser Weise auch ihr Vorgesetzter. Wenn ich also sage, dass ich ein frisches Gespann benötige, dann hat das seine Gründe. Außerdem brauchen die regulären Kutschen keine frischen Pferde mehr.«

Hamilton zeigte sich erstaunt. »Und warum nicht?«

»Weil es keinen Linienverkehr mehr gibt. Die Kiowa-Apachen haben vor drei Tagen das Kriegsbeil ausgegraben. Zwischen Tascosa und Fort Elliott ist kein Weißer mehr seines Lebens sicher. Es macht also keinen Sinn, uns ein frisches Gespann zu verweigern. Es wäre sowieso das Beste, wenn ihr euch uns anschließen würdet. Jedes Gewehr mehr würde unsere Überlebenschancen beträchtlich erhöhen.«

»Das kommt überhaupt nicht infrage!«, widersprach Hamilton. »Ich setze doch meine Existenz nicht aufs Spiel. Wenn wir von hier weggehen, machen diese Wilden die Station dem Erdboden gleich.«

»Das machen die Apachen so oder so, oder glauben Sie vielleicht, Sie können einen ganzen Indianerstamm aufhalten? Außerdem weiß ich nicht, warum Sie sich gegen meinen Vorschlag derart sträuben. Wenn die Indianer die Station niederbrennen, baut die Butterfield Overland Company sie Ihnen doch wieder auf.«

»Wer sagt mir, dass Sie mich nicht anlügen, um an die frischen Gespannpferde zu kommen?«

Ballard zuckte lapidar mit der Schulter. »Ich zeige Ihnen gerne ein Schreiben des Kommandanten von Fort Elliott oder besser noch eine Anweisung von Mister Butterfield, wenn Sie an meiner Glaubwürdigkeit zweifeln sollten.«

»Dann mal los«, antwortete Hamilton. »Ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich diese Schreiben sehen möchte. Hier geht es um meine Existenz, und da bin ich schon gerne auf der sicheren Seite.«

Ballard lächelte, als hätte er nichts anderes erwartet. »Kein Problem«, sagte der Sicherheitsagent. Er griff in seine Anzugsjacke, zog zwei Briefe aus der Innentasche seines Ja-

cketts und faltete sie sorgfältig auseinander.

Hamiltons Gesichtszüge verhärteten sich, nachdem er auf einem der Papiere Butterfields Siegel und die Unterschrift des Firmeneigentümers wiedererkannte.

»Okay, jetzt müssen Sie mir nur noch erklären, warum Sie trotz der Indianergefahr auf dem Weg nach Fort Elliott sind.«

Ballard schwieg einen Moment. Dann drehte er sich um und richtete seine nächsten Worte an die Kutsche.

»Also Mister Pale, kommen Sie raus, die Leute hier geben vorher sowieso keine Ruhe.«

Ein Fluch ertönte, dann öffnete sich der Wagenschlag erneut.

Der Mann, der daraufhin aus der Kutsche kletterte, war das genaue Gegenteil von Ballard. Er war mindestens einen Kopf kleiner als der Sicherheitsagent, glatzköpfig und wog mehr als zwei Zentner. Es dauerte geraume Zeit, bis er seine Massen endlich aus der Kutsche gezwängt hatte, was allerdings auch daran lag, dass er eine große Ledertasche in beiden Händen hielt, die er partout nicht loslassen wollte, obwohl es offensichtlich war, dass sie ihn beim Aussteigen behinderte.

Hamilton und Crown, der inzwischen neben den Stationer getreten war, starrten sich fragend an, bis der kleine Kerl vor Ballard stand. Der Blick, mit dem er sie alle drei musterte, war abweisend, beinahe feindlich, und als er redete, klang es, als würde jemand vor ihnen Nägel auf ein Kuchenblech schütten.

»Was soll das, Ballard? Ich denke, unsere Mission ist geheim?«

»Das war sie auch, jedenfalls bevor die Indianer angefan-

gen haben, verrückt zu spielen. Jetzt bin ich für jede Hilfe dankbar.«

»Das sagen Sie«, erwiderte der Mann patzig. »Ich hingegen finde es empörend, wie Sie sich über die Anweisungen Ihrer Vorgesetzten hinwegsetzen. Aber keine Sorge, das werde ich alles am Ende unserer Reise bei Ihrer Geschäftsleitung zur Sprache bringen. Bis dahin sollten Sie zusehen, dass es endlich weitergeht! Ich warte solange in der Kutsche.«

Danach drehte sich der Mann mit der Tasche wieder um und stiefelte, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Kutsche zurück.

»Allmächtiger, wer ist denn dieser Giftzwerg?«, wollte Crown wissen.

Ballard verzog das Gesicht, als hätte er eine schleimige Kröte verschluckt.

»Sein Name ist Homer Pale, er ist Angestellter der Regierung und soll in Fort Elliott dem kommandierenden Befehlshaber die Lohngehälter der Soldaten für diesen Monat überbringen.«

»Ist das nicht Sache der Armee?«

»Normalerweise schon, aber in den letzten Wochen wurde ihr Geldtransport schon dreimal überfallen. Es gibt im Fort wohl eine undichte Stelle, anders ist das Ganze nicht zu erklären.«

»Alles schön und gut, aber was hat das mit der Butterfield Line zu tun?«, wollte Hamilton wissen. »Soweit ich das kapiert habe, ist das doch eine Angelegenheit der Bundesbehörden. Das heißt, dafür sind normalerweise die US-Marschals oder die Armee zuständig.«

»Das ist richtig, aber im Moment haben beide genug mit

den Indianern zu tun.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Jim. »Kann es sein, dass man eben aus diesem Grund Ihrer Gesellschaft den Transport des Geldes übertragen hat?«

»Yeah«, seufzte Ballard, dessen Mienenspiel den Anschein erweckte, als ob er gerade eine weitere Kröte verschluckte. »Angesichts der Tatsache, dass die Regierung des Territoriums und somit auch die Armee einer unserer wichtigsten Geschäftspartner ist, konnten wir uns dem Ganzen schlecht verschließen. Also reist Mister Pale mit unserer Linie nach Fort Elliott, wo er das Geld, das er übrigens in seiner Tasche mit sich herumträgt, dem zuständigen Offizier übergeben wird. Bis dahin haben wir dafür zu sorgen, dass er unversehrt ans Ziel kommt.«

»Ich verstehe«, sagte Jim. »Für die Armee eine todsichere Sache. Bringen Sie das Geld unversehrt ins Fort, ist alles okay, schaffen Sie es nicht, auch okay, zumindest für die Armee. Denn dann müssen Sie ja für den Verlust aufkommen. Und weil dieser Giftzwerg da genau weiß, dass Butterfield für seine Sicherheit garantiert, macht er hier solch einen Wind.« Crown schüttelte ungehalten den Kopf. »Ich mag zwar ein armer Schlucker sein, der außer seinem Pferd und dem, was er auf dem Leib trägt, momentan nicht mehr besitzt, aber ich schätze mal, ich bin im Moment trotzdem besser dran als Sie mitsamt Ihrem Job und Ihrer Reputation.«

Ballard seufzte erneut. »Wem sagen sie das?«

Mike, der Kutscher, richtete sich auf dem Wagenbock auf

und ließ die Peitsche knallen.

»Vorwärts, ihr alten Tanten! Bewegt gefälligst eure Ärsche oder ich Sorge dafür, dass ihr spätestens in Fort Elliott in den Suppentopf wandert.«

Das Sechsergespann zog an und die Concord gewann langsam an Fahrt. Kurz, nachdem die Station aus ihrem Blickfeld verschwunden war, lenkte Jim Crown sein Pferd neben die Kutsche und starrte durch das Fenster des Wagenschlags.

Obwohl er die Augen auf Ballard gerichtet hatte, entging ihm keineswegs, wie ihm Hamiltons Tochter schmachttende Blicke zuwarf.

»Was glauben Sie, haben wir eine reelle Chance, die nächste Station zu erreichen, bevor uns die Indianer im Nacken sitzen?«

»Ich denke schon«, entgegnete der Sicherheitsagent, der sich im Sitzpolster vorgebeugt hatte.

»Niemand kann auf einem Pferd mit unserer Kutsche mithalten, da wir alle zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen ein frisches Gespann vor dem Wagen haben.«

»Dann sollten wir beten, dass die Indianer bei der nächsten Station nicht vor uns dort sind. Ohne Wasser und frische Pferde sind unsere Chancen, das Fort zu erreichen, ansonsten gleich null!«

»Ich weiß«, sagte Ballard, dessen Stimme im Lärm der Kutsche, die jetzt immer schneller wurde, allmählich unterging.

Jim nickte, während er sich bemühte, Jane dabei nicht anzusehen. Dann zog er sein Pferd zur Seite und gab dem Tier die Sporen.

Es war abgemacht, dass er bis zum Erreichen der nächs-

ten Station immer ein Stück vorausritt, um die Kutsche bei Gefahr rechtzeitig warnen zu können. Ein Job, der angesichts der kriegslüsternden Indianer zwar nicht ganz ungefährlich war, den Jim aber trotzdem übernommen hatte, um sowohl dem Geschaukel und der Enge des Kutscheninnern zu entgehen, aber auch der unmittelbaren Nähe von Jane.

Es war beinahe schon peinlich, wie ihn die junge Frau anschnittete, deshalb verwunderte es ihn auch, dass ihr Vater ihn deswegen noch nicht angesprochen hatte.

Bis zum späten Vormittag verlief die Reise ohne nennenswerte Schwierigkeiten.

Gemächlich rollte die Concord durch eine Gegend von einsamer Schönheit. Der Sonnenschein war hell und klar und brach sich im glitzernden Wasser des Canadian Rivers.

Es war Frühjahr und überall blühte es.

Auf beiden Seiten des Overland Trails gab es dichtes Buschwerk und blumenübersäte Wiesen, deren Duft der Morgenwind den Menschen in der Kutsche um die Nase wehte.

Vor den Silhouetten der Büsche und Bäume zeichneten sich die Umrisse äsender Rehe ab, die beim Auftauchen der Kutsche erschrocken in das Unterholz zurück flüchteten, und am stahlblauen Himmel zogen Eichelhäher und Bussarde in stiller Eintracht ihre Kreise.

Das Einzige, was die Idylle immer wieder trog, war die keifende Stimme von Homer Pale, der sich ständig über die Unbequemlichkeit in der Kutsche, den Staub, die Hitze und überhaupt über alles und jeden ausließ.

»Irgendwie bewundere ich diesen Ballard«, sagte Mike, als sich Crown wieder einmal zurückfallen ließ, um mit der

Kutsche auf gleicher Höhe zu reiten.

»Wie meinst du das?«, fragte Jim beiläufig, während er seine Blicke über das vor ihnen liegende Gelände schweifen ließ.

Der Kutscher verzog das Gesicht und deutete mit dem Peitschenstiel nach unten. »Ich an seiner Stelle hätte den Kerl schon längst erschlagen. Pales Gejammer ist ja kaum auszuhalten.«

Crown nickte zustimmend, während er sich insgeheim erneut für seinen Entschluss beglückwünschte, die Reise nach Fort Elliott nicht mit der Kutsche, sondern auf dem Rücken seines Pferdes angetreten zu haben. Ein Schmunzeln verzog seinen Mund, als er sich die Gesichter der anderen vorstellte, die Pales Gezeter schon seit Stunden über sich ergehen lassen mussten.

Grinsend beugte er sich im Sattel vor, um nach der Wasserflasche zu greifen, als ihn der scharfe Ruf des Kutschers zusammenzucken ließ.

»Da!«

Irritiert drehte er den Kopf und starrte fragend auf Mike, der aufgeregt mit der Rechten hinter sich deutete, wo sich langsam eine dicke, fette Rauchwolke gen Himmel schraubte.

»Ich fürchte, es geht los. Wenn mich nicht alles täuscht, brennt dort Hamiltons Station.«

Jim schluckte trocken.

Mike hatte recht, die Rauchwolke war viel zu groß, um von einem Lagerfeuer zu stammen, und außer Hamiltons Station existierte in dieser Gegend nichts, was den Grund eines solchen Feuers rechtfertigte.

Als er in das blasse Gesicht des Kutschers blickte,

schmalzte er laut mit der Zunge und trieb seinen Buckskin zu einer schnelleren Gangart an.

Allmählich begann er den Sicherheitsagenten von Butterfield zu verstehen, der ihnen geraten hatte, die Station zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen.

Jim Crown roch den Holzrauch, noch bevor er die Station sehen konnte.

Vorsichtig zog er sein Gewehr aus dem Scabbard und lenkte den Buckskin über den Karrenweg, an dessen Ende sich die nächste Pferdewechselstation befinden musste. Kaum hatte er den letzten Hügel, der ihm die Sicht auf das Anwesen versperrte, umrundet, brachte er sein Pferd abrupt zum Stehen.

Seine Augen weiteten sich jäh.

Dort, wo sich noch vor geraumer Zeit Schuppen, Stall und Wohnhaus der Station befunden hatten, gab es jetzt nur noch rauchgeschwärzte Balken, aus denen stinkender, weißer Qualm aufstieg.

Jim gab die Zügel frei und näherte sich den glimmenden Resten der Station. Die Mündung seines Gewehrs wanderte dabei mit jedem Huftritt seines Pferdes hin und her.

Als er den Hof erreicht hatte, verharrte er und starrte einen Moment lang betroffen auf den Mann, der skalpiert und mit dem Gesicht nach unten neben den Ruinen des gemauerten Ziehbrunnens auf der Erde lag. Ein Kriegsspeer hatte den armen Teufel regelrecht am Boden festgenagelt. Dann glitt er aus dem Sattel, warf einen Blick in den Brunnen und ging anschließend suchend zwischen den verkohl-

ten Trümmern umher.

Ein widerwärtiger Geruch nach Rauch, kalter Asche und Blut lag in der Luft.

Der Lärm der herannahenden Kutsche ließ ihn den Kopf wenden. Jim nahm das Gewehr in die Armbeuge und blickte zu Mike hinüber, der inzwischen die Concord auf dem Hof zum Stehen gebracht hatte.

»Und, wie sieht es aus?«

Jim machte eine ausholende Handbewegung. »Was soll ich sagen? Die Apachen haben ganze Arbeit geleistet. Sie haben die Station niedergebrannt, die Pferde gestohlen und einen toten Hund in den Brunnen geworfen, um das Wasser ungenießbar zu machen. Hier gibt es nichts mehr außer ein paar verkohlten Balken. Wir sollten zusehen, dass wir weiterkommen.«

»Was ist mit den Leuten, die hier gelebt haben?«

Achselzuckend deutete Jim auf den Toten am Brunnen. »Keine Ahnung, bis auf den da habe ich noch niemanden gefunden.«

»Das kann nicht sein, Tanner lebte hier auf der Station zusammen mit seinem Bruder und zwei Stallburschen.«

»Dann sollte ich mich wohl etwas genauer umsehen.«

»Und wo?«

Crown nahm den Kopf zur Seite und ließ seine rehbraunen Augen über das kleine Pinienwäldchen wandern, das im Norden das Areal der Station begrenzte.

»Vielleicht dort drüben, du kannst dich ja solange um deine Tiere kümmern. Aber sei mit dem Wasser sparsam, wer weiß, bis wann wir wieder welches bekommen.«

Mike zog die Feststellbremse der Concord an, schlang die Zügel um den Bremshebel und nickte Jim, der inzwischen

sein Gewehr in beide Hände genommen hatte, aufmunternd zu.

»Pass auf dich auf!«

Crown grinste, bevor er in das kleine Wäldchen eintauchte.

Im Gegensatz zu Pale, dessen Gekeife bereits wieder aus der Kutsche drang, war der Kutscher ein Mann, auf den er sich verlassen konnte, wenn es hart auf hart kam.

Zehn Schritte weiter jedoch fiel ihm das Grinsen aus dem Gesicht und Pales Gezeter war nur noch Nebensache.

Er hatte die anderen gefunden, oder vielmehr das, was von ihnen noch übrig geblieben war. Die Apachen hatten wirklich ganze Arbeit geleistet.

Die Männer sahen aus wie Stachelschweine, so viele Pfeile steckten in ihren Körpern. Auch wenn sie, was Alter und Statur anbelangte, grundverschieden waren, so hatten sie im Tode eines gemeinsam: Sie waren allesamt skalpiert und man hatte ihnen die Oberschenkel zertrümmert. Jim unterdrückte die aufsteigende Übelkeit, kniff die Nase zusammen und presste sich sein Halstuch auf den Mund, während er die Toten betrachtete. Durch die heiße Sonne war die Verwesung bereits eingetreten.

Als der Wind in seine Richtung wechselte und der widerwärtige Gestank der Leichen immer intensiver wurde, drehte er sich um und kehrte rasch zu der niedergebrannten Station zurück.

Mike, der sich gerade um die Pferde kümmerte, starrte ihm fragend entgegen. »Irgendetwas entdeckt?«

Jim drehte den Kopf und nickte zu dem Wäldchen hinüber. »Kann man so sagen.«

Im selben Moment kam Ballard hinter der Kutsche her-

vor. In seinem Schlepptau befanden sich Hamilton und dessen Tochter, die ihn unverhohlen musterte.

Crown schluckte.

Es war offensichtlich, dass sich die junge Frau ihn als den Mann auserkoren hatte, der sie aus der Einöde der elterlichen Pferdewechselstation heraus auf ihrem Weg in die große weite Welt begleiten sollte. Er hatte dieses Gefühl bereits, seitdem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Erst recht, nachdem es für sie eine Rückkehr nicht mehr gab, da die Station ja abgebrannt war. Jim fühlte sich in gewisser Hinsicht geschmeichelt, Jane war eine der heißesten Frauen, denen er jemals begegnet war. Natürlich juckte es ihn, es juckte ihn sogar sehr mit ihr ...

Aber da gab es einige Dinge, die ihn schnell wieder auf den Boden der Tatsachen zurückbrachten. Zum einen konnte Jane vom Alter her seine Tochter sein, zum anderen war er seinen Job los, wenn er sich mit ihr einließ. Die Moralapostel in Rath City würden ihn in Stücke reißen, wenn er mit ihr in die Stadt kam. Und zu guter Letzt, was eigentlich der Hauptgrund war, gab es in seinem Leben bereits eine Frau. Linda, die Lehrerin von Rath City, bei der das Sprichwort *Stille Wasser gründen tief* im wahrsten Sinn des Wortes zutraf.

»Was meinen Sie damit?« Ballards Worte rissen ihn jäh aus seinen Gedanken.

»Dass keiner der Leute auf der Station den Überfall überlebt hat«, erwiderte er stockend, während er sich bemühte, seine Blicke von Janes Brüsten abzuwenden, die sie ihm deutlich entgegenstreckte. »Die Rothäute haben alle erwischt.«

»Das will ich sehen«, sagte Ballard. Gleichzeitig machte er

einen Schritt zur Seite, um an Jim vorbeizugehen. Der Marshal streckte die Hand aus und hielt ihn am Arm zurück.

»Ich an Ihrer Stelle würde das nicht tun. Der Anblick ist alles andere als schön. Außer den Kiowa-Apachen waren an diesem Überfall auch noch einige Chiricahuas beteiligt und die haben so ihre spezielle Art, ihre Feinde zu behandeln.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie zertrümmern den Toten mit Schädelbrechern oder Felsbrocken die Beine, weil sie glauben, damit verhindern zu können, dass sie ihre Opfer im Jenseits verfolgen.«

Ballard lächelte gequält. »Sie haben recht, das ist bestimmt kein schöner Anblick, aber was soll ich machen? Die Leute auf der Station waren Angestellte der Butterfield Overland Line. Ich muss einen Bericht für das Hauptquartier schreiben und dazu gehören nun mal auch die Umstände, wie sie zu Tode gekommen sind. Außerdem sind es Christenmenschen, wir sollten sie wenigstens anständig begraben.«

»Mag sein, aber sie sind tot. Wir hingegen leben noch, und damit das auch so bleibt, sollten wir schleunigst von hier verschwinden.«

Crown zuckte mit den Schultern und ging wieder zu seinem Pferd zurück. Entgegen seinen Warnungen hatten die anderen darauf bestanden, die Toten wie Christenmenschen zu beerdigen. Der Einzige, der noch Benken angemeldet hatte, war Mike gewesen, aber die anderen waren zu viert und damit waren sie überstimmt.

Bei seinem Buckskin angekommen nahm Crown den Hut vom Kopf, schüttete etwas Wasser aus seiner Feldflasche hinein und ließ das Pferd saufen. Er wusste, dass sein Wasservorrat bis zur nächsten Station kaum für ihn alleine ausreichen würde, er wusste aber auch, dass er sich ohne Pferd in dieser Einöde gleich die Kugel geben konnte.

Ausdruckslos verfolgte Jim, wie Hamilton, Ballard und der Kutscher die Toten in Decken wickelten und in die flachen Gruben hineinlegten, die sie vorher in den Boden gegraben hatten. Bevor sie diese wieder zuschaukelten, ging Jane von einem der Toten zum anderen, kniete nieder und las etwas aus der Bibel vor, die sie krampfhaft in den Händen hielt.

Crown fiel auf, dass Pale während dieser Zeit kein einziges Mal gemurrt oder geflucht hatte.

Danach gingen außer Ballard alle wieder zur Kutsche zurück.

Der Sicherheitsagent kam mit wiegenden Schritten direkt auf ihn zu.

»Diese verdammten roten Teufel!«, kam es heiser über seine Lippen. »So etwas habe ich noch nie gesehen, sie haben die Männer abgeschlachtet wie Vieh.«

»Ich hatte Sie gewarnt«, erinnerte ihn Crown. »Sobald Chiricahuas dabei sind, wird es scheußlich.«

»Ich weiß, aber ich hätte nie gedacht, dass es so schlimm ist. Ich glaube, wenn wir jetzt in Fort Elliott wären, würde ich mir erst einmal eine Flasche Whisky kaufen und mich besaufen.«

Crown grinste und wandte sich seinem Pferd zu. Dann öffnete er eine seiner Satteltaschen und zog eine bauchige Glasflasche heraus, die zur Hälfte mit einer braunen Flüssigkeit gefüllt war.

sigkeit gefüllt war.

»Hier!«, sagte Jim und warf sie Ballard zu. »Zum Besaufen reicht es zwar nicht, aber vielleicht hilft ja schon ein anständiger Schluck.«

Der Sicherheitsagent fing die Flasche gekonnt mit der Rechten auf, öffnete sie und setzte sie an die Lippen. Nachdem er einen tiefen Schluck genommen hatte, wischte er sich genüsslich mit dem Handrücken über den Mund und gab sie Crown wieder zurück.

»Yeah, das hat geholfen. Sie sind ein feiner Kerl, Crown.«

Jim grinste, drehte sich um und verstaute die Flasche.

Er hatte sich kaum wieder Ballard zugewandt, als er sich unwillkürlich aufrichtete und die Schultern straffte. Dabei starrte er über Ballard hinweg auf die im Sonnenlicht verschwommenen Hügelrücken im Osten.

»Danke für das Kompliment, aber mir wäre lieber, wenn auch die Apachen wüssten, was für ein feiner Kerl ich bin.«

Ballard wirbelte auf dem Absatz herum. Beim Anblick der Rauchwolken, die stetig von einem der Hügel aus gen Himmel stiegen, wanderte seine Hand automatisch zum Kolben seines Revolvers.

»Wenn man auf mich gehört hätte, wären wir mindestens fünf Meilen näher an der nächsten Station. Aber so ...«

»Verdammt Crown, wir konnten die Männer doch nicht einfach so liegen lassen. Denken Sie doch an die ganzen wilden Tiere. Nein, sie hatten ein Recht auf ein Begräbnis wie jeder andere Christenmensch auch.«

»Mag sein, aber manchmal ist das Hemd näher als die Hose. Was hätte es die Männer gejuckt? Sie sind tot, aber wir nicht. Ohne diesen Aufenthalt wären unsere Chancen bedeutend größer gewesen.«

Inzwischen war man auch bei der Kutsche auf die Rauchzeichen aufmerksam geworden.

»Was halten Sie davon, sind das Indianer?«, wollte Hamilton wissen.

»Yeah«, antwortete Jim heiser und spuckte zu Boden. »Und sie geben sich keine Mühe mehr, sich zu verbergen.«

»Das ist nicht gut«, fügte Mike, der Kutscher, nach einer kurzen Pause hinzu.

»Ich weiß gar nicht, warum sich hier alle so aufregen«, sagte Pale. »Diese Rauchwolken können doch alles bedeuten. Vielleicht ist das Ganze auch völlig harmlos und die Indianer braten sich nur gerade einen Büffel.«

»Du Dummkopf«, sagte Mike in die nachfolgende Stille hinein. »Das Einzige, was die Apachen braten werden, sind wir, und so fett, wie du bist, werden sie gerade an dir ihre helle Freude haben.«

»Werden Sie uns angreifen?«, fragte Ballard so leise, dass es außer Jim keiner der anderen hören konnte.

Crowns Blick verdüsterte sich, als er antwortete. »Ich fürchte ja. Wenn es die Kriegerhorde ist, die auch diese Station niedergebrannt hat, sind sie stark genug dafür. Den Spuren nach zu urteilen haben wir es dabei mit fünfzehn oder zwanzig Kiowa-Apachen zu tun.«

»Dann sollten wir tatsächlich langsam von hier verschwinden«, erwiderte Ballard gepresst.

»Langsam?«, fragte Crown gedehnt und zog sich in den Sattel seines Buckskins.

Der Marshal richtete sich in den Steigbügeln auf und beobachtete die Hügel, bis alle in der Kutsche waren.

»Wie weit ist es bis zur nächsten Station, Mike?«

»Diesmal haben wir Glück. Die Station vom alten Moore

liegt keine fünfzehn Meilen von hier entfernt.«

»Es wären keine zehn mehr gewesen, wenn man auf mich gehört hätte«, murmelte Crown.

Wenige Minuten später war die Concord fahrbereit.

Bevor sie die Station aber verließen, drängte Jim sein Pferd noch einmal an die Kutsche heran und beugte sich seitlich aus dem Sattel auf das Wagenfenster zu. »Ich hoffe, ihr habt alles an Waffen und Munition hier in der Kutsche. Wenn es nachher losgeht, ist keine Zeit mehr anzuhalten, weil sich irgendjemand plötzlich daran erinnert, dass im Gepäck auf dem Dach noch ein Sechsschüsser im Seitenfach seines Koffers liegt.«

»Was denken Sie von uns?«, fragte Hamilton vorwurfsvoll.

»Schon das Richtige«, antwortete Jim und ließ dabei seine Blicke deutlich länger auf Pale ruhen als auf den anderen. Dann wandte er sich Jane zu. »Und Sie legen sich jetzt auf den Boden. Halten Sie sich irgendwo fest, wenn Mike den Pferden die Peitsche gibt, nicht dass sich während der Fahrt eine der Türen öffnet und Sie aus der Kutsche geschleudert werden.«

Janes Augen sprühten regelrecht Blitze, als sie antwortete. »Das sagen Sie am besten diesem Fettsack neben mir!«, zischte die Stationstochter und bedachte Pale mit einem mörderischen Blick. »Im Gegensatz zu ihm weiß ich mich nämlich meiner Haut zu wehren.«

Pale fuhr auf. Seinem Gesicht nach zu urteilen hatte er sich bereits eine wütende Antwort zurechtgelegt, die er aber wieder hinunterschluckte, als er die Blicke der anderen bemerkte.

»Wie Sie wollen«, sagte Crown in Richtung von Hamil-

tons Tochter. »Ich wollte es nur gesagt haben, es ist schließlich Ihr Kopf, den Sie riskieren, wenn Sie hier sitzen bleiben.«

Jane starrte den Marshal einen Moment lang aus großen Augen an, dann hauchte sie ihm einen Kuss zu. »Das ist aber lieb von dir.«

Einen Moment lang war Jim sprachlos, dann zerrte er den Buckskin zur Seite, riss den Hut vom Kopf und schlug ihn dem Pferd auf die Kruppe.

Das Tier galoppierte erschrocken los, indes sich der Marshal schwor, demnächst einmal deutliche Worte an Jane zu richten.

Die Jagd hatte begonnen.

Auf den umliegenden Hügeln waren plötzlich überall berittene Krieger zu sehen. Gefiederte Lanzen bewegten sich wie Grashalme hin und her, durch die der Wind strich, Pferde schnaubten, Gewehre blitzten im Sonnenlicht.

Zehn, zwanzig, wenn nicht gar mehr Silhouetten zeichneten sich am Horizont ab. Scheußliche Kriegsbemalung glänzte auf den Gesichtern, rot, ocker, weiß und schwarz, selbst die Körper der halbwilden Pferde waren grellfarben angemalt. Federn wehten im Wind, Skalps baumelten vom Zaumzeug.

Es war ein ebenso heidnischer wie wilder Anblick.

Einer der Indianer hob das Gewehr über den Kopf und stieß einen wilden Schrei aus.

»Nohwii-gheé! Wir töten, wir töten!«

Ein Schuss krachte und dann kamen die Apachen in brei-

ter Front die Hügel herunter.

»Vorwärts!«, brüllte Jim Crown und beugte sich im Sattel vor. Neben ihm stemmte sich Mike mit den Stiefelabsätzen gegen das Holz des Kutscherbocks und hieb mit der Peitsche auf das Sechsergespann ein. Die Pferde stemmten sich ins Geschirr und dann war bis auf das helle Peitschen von Gewehrschüssen nur noch das Rumpeln und Rattern der Kutschenräder und das Stampfen der Hufe zu hören.

Eine Wolke aus Sand und Staub hüllte Jäger wie Gejagte gleichermaßen ein und ließ ihre Konturen verschwimmen. Dennoch konnte Crown erkennen, dass die angreifenden Apachen immer näher kamen. Hundert Yards, dann fünfundsiebzig Yards, dann nur noch fünfzig Yards. Das Trommeln ihrer Pferdehufe wurde immer bedrohlicher.

Crown ließ den Buckskin zurückfallen, schwang sich im Sattel herum und riss das Gewehr aus dem Scabbard. Hastig gab er zwei Schüsse auf den Apachen ab, der als Erster der Verfolger aus dem Staub vor ihm auftauchte. Er sah, wie das Indianerpony mit den Vorderbeinen einknickte und der Reiter beide Arme hochriss. Dann überschlugen sich beide und verschwanden in einer Staubwolke.

Doch schon in der nächsten Sekunde schälten sich weitere Schemen aus dem aufwirbelnden Staub. Gedrungene Gestalten mit bemalten Gesichtern und hasserfüllten Augen. Crown stieß dem Buckskin die Hacken in die Weichen und jagte hinter der Kutsche her. Trotz des gellenden Kriegsgeschreis der Indianer waren Mikes Brüllen und das Knallen seiner Peitsche nicht zu überhören. Er fluchte und tobte und schlug wie ein Verrückter auf die Pferde ein, obwohl ihnen der Schaum bereits in großen gelbgrünen Flecken von den Lippen flog und das Fell glänzte, als wäre es einge-

ölt.

»Wir schaffen es nicht!«, schrie Mike, als der Marshal mit ihm auf gleicher Höhe war.

Crown nickte und deutete auf einen schmalen Hügel, der vor ihnen in der baumlosen Senke wie ein Fels in der Brandung aufragte. Mike nickte, brüllte etwas nach unten zu den anderen und lenkte dann die Kutsche darauf zu.

Crown jagte als Erster die Anhöhe empor. Hinter ihm donnerte die schwere Concord hoch. Oben glitt Crown aus dem Sattel, packte das Gewehr und warf sich hinter den Stamm eines abgestorbenen Pecanbaumes.

»Raus aus der Kutsche«, schrie Mike, nachdem er das schwere Gefährt zum Stehen gebracht hatte. »Geht hinter den Wagenrädern in Deckung und wartet mit dem Schießen, bis die Indianer näher herangekommen sind.«

Gleich darauf tauchten die Apachen aus den Staubwolken auf und kamen schreiend den Hügel hoch. Crown riss den Kolben seines Gewehres an die Wange, visierte über dem Lauf die Reiter an und riss dann den Abzug durch, einmal, zweimal, dreimal.

Einer der Apachen flog in hohem Bogen vom Pferd, ein anderer fiel nach vorne auf den Hals seines Ponys, von wo aus er langsam zu Boden sank und mit dem Gesicht nach unten im Staub liegen blieb. Inzwischen feuerten auch die anderen, was ihre Colts und Gewehre hergaben.

Der Hügel versank in einem Chaos aus donnernden Schüssen, wiehernden Pferden und fluchenden und sterbenden Männern.

Immer wieder galoppierten die Indianer parallel zur Kutsche dahin, schießend, schreiend, um wieder im aufgewirbelten Kalkstaub des Hügel zu verschwinden.

Crown zielte gerade auf das dunkle Gesicht eines vorbeireitenden Apachen, als jemand neben ihm einen gurgelnden Schrei ausstieß. Ein schmerzvolles Stöhnen ließ ihn zur Seite blicken.

Joe Hamilton, der neben ihm auf dem Rücken lag, umklammerte mit beiden Händen den Pfeilschaft, der aus seinem Hals ragte.

Beinahe anklagend starrte er auf Crown.

Sein schweißüberströmtes Gesicht war verzerrt und seine Augen so weit hervorgequollen, dass der Marshal dachte, sie würden ihm jeden Moment aus den Höhlen fallen. Blut sickerte aus seinem linken Mundwinkel, seine Beine zuckten im Sand, dann fiel sein Kopf mit einem Röcheln zur Seite.

Ein Schatten senkte sich über sie und ein Schrei ertönte.

Mit einem Fluch richtete sich Crown auf, als er Jane erkannte, die wie erstarrt über ihrem toten Vater stand. Ohne zu zögern wirbelte er herum, streckte seinen Fuß aus und mähte die junge Frau regelrecht von den Beinen. Jane lag kaum am Boden, als auch schon zwei Apachenpfeile genau dort durch die Luft zischten, wo sie noch vor wenigen Sekunden gestanden hatte.

»Bist du lebensmüde?«, herrschte Crown die Stations-tochter an.

Jane starrte ihn entsetzt an. Tränen rannen aus ihren Augen und ihre Schultern zuckten immer wieder wie im Krampf, während um sie herum geschossen, gekämpft und gestorben wurde. Ihre Hand zuckte vor und klammerte sich so fest um die von Crown, dass der Marshal das Gefühl hatte, als ob seine Rechte in einem Schraubstock steckte. Plötzlich mischte sich in die Kampfgeräusche ein neues

Geräusch, ein donnernder, weithin hörbarer Laut, der Jim Crown dennoch wie ein Engelchoral vorkam.

Irgendwo inmitten von Staub, Gewehrschüssen, schrill wiehernden Pferden und brüllenden und fluchenden Männern war der helle Ton einer Trompete zu hören. Der Klang einer Regimentstrompete, auf der jemand das Signal zum Angriff schmetterte, wurde immer deutlicher und ließ allmählich alle Anspannungen von Crown abfallen.

Als er sich erleichtert aufrichtete, sah er Reiter in blauen Kavallerieuniformen vor sich auftauchen.

Die Indianer waren verschwunden, als hätte sie es nie gegeben.

»Lieutenant Boulder«, sagte der Soldat, nachdem er die rechte Hand zur Ehrenbezeugung angehoben hatte. »12. Kavallerieregiment aus Fort Elliott und auf Patrouille, seitdem die Indianer das Kriegsbeil ausgegraben haben.«

Crown ließ das Gewehr sinken und lächelte erleichtert. »Ich glaube, ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so gefreut, einen Soldaten zu sehen, wie heute. Sie und Ihre Männer sind wirklich in allerletzter Sekunde aufgetaucht.«

Inzwischen hatte sich der Staub gelichtet und der Marshal konnte erkennen, dass Boulders Patrouille zusammen mit dem Lieutenant lediglich aus sechs Männern bestand. Nicht gerade eine überwältigende Streitmacht, dachte Crown, aber sie hatte offensichtlich genügt, um die Apachen in die Flucht zu schlagen. Jedenfalls war von den Indianern inzwischen weder etwas zu sehen, noch zu hö-

ren. Sie schienen sich in Luft aufgelöst zu haben, trotzdem war es ihnen irgendwie gelungen, ihre Toten mitzunehmen.

Die Vielzahl der dunklen Flecken im Sand, die davon zeugten, dass sie große Verluste hinnehmen mussten, veranlasste den Lieutenant zu einem anerkennenden Kopfnicken.

»Vielen Dank, aber wenn ich mir die ganzen blutigen Stellen hier so ansehe, hätten Sie das wohl auch ohne unsere Hilfe überstanden. Sie haben anscheinend mächtig unter diesen roten Teufeln aufgeräumt.«

Während er redete, fiel Crown auf, dass seine Blicke dabei immer öfter an Jane hängen blieben. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass die Stationstochter sich immer noch an ihn klammerte.

»Das ist Miss Jane Hamilton«, sagte Crown. »Der Mann, der da tot vor uns im Sand liegt, war ihr Vater.«

Lieutenant Boulder tippte mit der Rechten an den Rand seines Kavalleriehutes.

»Mein Beileid, Madam. Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, lassen Sie mich das wissen.«

Jane strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich würde gerne meinen Vater begraben.«

Der Lieutenant verbeugte sich. »Natürlich, ich werde das sofort veranlassen. Darf ich Ihnen solange meine Gesellschaft anbieten, während meine Männer das erledigen?«

Jane lächelte und nahm seinen Arm an, den er ihr angeboten hatte. Dann gingen beide zum Pferd des Lieutenants. Crown, der ihnen dabei nachblickte, hatte plötzlich ein bitteres Lächeln auf den Lippen. Die Trauer um ihren Vater war wohl nicht besonders groß.

»Schönes Paar!« Die Reibeisenstimme von Mike ließ Jim auf dem Absatz umdrehen.

»Mag sein, aber es gefällt mir nicht, wie sie sich dem Lieutenant gleich an den Hals wirft, obwohl sie sich erst seit ein paar Minuten kennen.«

»Das ist Liebe, das verstehst du nicht.«

»Das verstehe ich wohl«, sagte Crown spröde. »Ich verstehe nur nicht, wie man sich als Tochter so verhalten kann, wenn man noch vor einer Viertelstunde mit angesehen hat, wie der eigene Vater an einem Apachenpfeil gestorben ist.«

Mikes Blick zuckte zur Seite. Mit einem lästerlichen Fluch auf den Lippen registrierte er, dass der Tote zu seinen Füßen Joe Hamilton war.

»Verdammte Scheiße, dann hat es außer Ballard also noch einen von uns erwischt.«

Crown spitzte sofort die Ohren. Schließlich war der Sicherheitsagent neben Mike der Einzige, auf den er sich während des Kampfes hatte verlassen können. Hamilton hatte während der Kampfhandlungen genug mit seiner Tochter zu tun gehabt und Pale zählte sowieso nicht. Der Zweizentnermann hatte während der gesamten Attacke der Apachen keinen einzigen Schuss abgefeuert.

»Was ist mit Ballard, ist er ...«

Der Kutscher winkte ab. »Ganz so schlimm ist es nicht, er wurde nur in die Schulter getroffen, glatter Durchschuss. Trotzdem ist mit so etwas nicht zu spaßen, so eine Wunde kann sich schnell entzünden.«

»Wo ist er jetzt?«

»In der Kutsche, ich habe ihn verbunden, nachdem Pale beim Anblick von dem vielen Blut dauernd gekotzt hat.«

Crown blickte sich kurz um. Im Moment gab es nichts für

ihn zu tun.

Die Indianergefahr war vorüber.

Mike hatte die Pferde versorgt und um Hamilton kümmernten sich die Soldaten. Auch Jane war anscheinend bestens aufgehoben, wie ihr glockenhelles Lachen aufzeigte, das immer wieder ertönte, wenn sich Lieutenant Boulder vorbeugte und ihr irgendetwas zuflüsterte.

»Also gut, dann zeig mir mal deinen Patienten.«

Mike nickte und stiefelte los.

Als sie kurz darauf das Innere der Kutsche betraten, wusste Crown sofort, dass ihn der Kutscher nur in Sicherheit wiegen wollte. Ballards Verletzung war alles andere als harmlos. Der Sicherheitsagent lehnte bei ihrer Ankunft mit dem Rücken gegen das vordere Sitzpolster und hatte die Augen geschlossen. Der Verband um seine Schulter war rot durchtränkt und seine Lippen blutig gebissen. Als er die Männer kommen hörte, öffnete er die Augen und lächelte gequält.

»Hi Crown, alles klar?«

Jim blickte in Ballards Augen, die bereits fiebrig glänzten.

»Bei mir schon, im Gegensatz zu Ihnen.«

Ballard verzog das Gesicht. »Ach was, das wird schon wieder. Jetzt, nachdem die Soldaten da sind, wird alles gut.«

»Das glaube ich nicht, denn das sind keine Soldaten!«

Das Entsetzen auf den Gesichtern der drei Männer hätte nicht größer sein können, als wenn in ihrer Mitte eine Bombe explodiert wäre.

»Was reden Sie da? Sind sie verrückt geworden?«

Pale, der vor dem Wagenschlag stand und die Ledertasche mit den Lohngeldern an seine Brust presste, als wäre

sie ein Teil von ihm, schüttelte vehement den Kopf. »Keineswegs«, flüsterte er leise und sah sich dabei immer wieder gehetzt um. »Ich bin seit über dreißig Jahren als Regierungskommissar tätig und arbeite hauptsächlich mit der Armee zusammen. Ich glaube, ich kann mir deshalb ein Urteil darüber bilden, was Soldaten sind und was nicht. Diese Kerle sind es auf jeden Fall nicht, ich würde da eher auf Strauchdiebe tippen.«

Crown beugte sich aus der Kutsche heraus und brachte sein Gesicht so nahe an das von Pale, dass sich ihre Nasenspitzen fast berührten.

»Was zum Teufel macht Sie da so sicher?«

»Sehen Sie sich die Kerle doch an. Diese unrasierten Burschen sind nie und nimmer reguläre Soldaten.«

Crown zuckte mit den Schultern. »Also ich weiß nicht so recht, glauben Sie wirklich, dass hier im Indianergebiet eine Rasur darüber Auskunft geben kann, wer ein richtiger Soldat ist oder wer nicht?«

»Manchmal schon, aber das ist nicht der Hauptgrund, warum ich behaupte, wir haben es hier mit Banditen zu tun.«

»Sondern?« Der Tonfall in Crowns Stimme verriet, dass der Town Marshal inzwischen doch hellhörig geworden war.

»Schauen Sie sich doch nur mal ihre Bewaffnung an. Jeder Soldat im Indianergebiet ist lediglich mit einem Spencer-Karabiner und einem Colt bewaffnet. Okay, Ausnahmen bestätigen die Regel, aber es kann nicht sein, dass sechs Mann einer Truppe sechs verschiedene Waffen mit sich führen. Dazu sind die Pferde ungepflegt, die Uniformen vernachlässigt und das Verhalten der Soldaten gegenüber

ihrem Vorgesetzten mehr als ungewöhnlich. Kein Gruß, keine Meldung, kein Rapport, als wären der Lieutenant und die Soldaten Duzfreunde. Nein, so benimmt sich keine gewöhnliche Patrouille, hier stimmt etwas nicht. Wissen Sie, was ich glaube? Die Burschen sind desertiert und in Wahrheit nur an den Regierungsgeldern interessiert.«

»Ach was, Pale. Sie sehen Gespenster«, behauptete Ballard.

»Meinen Sie«, schnappte Pale. »Dann erklären Sie mir doch bitte, warum dieser Lieutenant lieber mit Miss Hamilton und seinen Männern da hinten sitzt und Kaffee trinkt, anstatt dafür zu sorgen, dass wir schnellstmöglich nach Fort Elliott kommen? Und warum sind keine Wachen aufgestellt? Ein erfahrener Frontoffizier verhält sich meines Wissens nach anders.«

»Und was machen wir jetzt?«, wollte Mike wissen.

»Ganz einfach«, sagte Crown. »Ihr versteckt das Geld und ich fühle den Blauröcken mal auf den Zahn. Danach sehen wir weiter.«

»Wieso Sie?«, fragte Ballard gepresst. »Verstehen Sie mich nicht falsch, aber für einen einfachen Cowboy, der nur auf der Durchreise ist, zeigen Sie mir etwas zu viel Interesse an dieser Sache.«

Crown grinste und langte mit der Rechten in seine Hosentasche.

»Ich denke, es ist an der Zeit, mit dem Versteckspielen aufzuhören. Es stimmt zwar, dass ich nur auf der Durchreise bin, aber ich bin kein Cowboy, sondern der Town Marshal von Rath City«, sagte Jim, während er den verblüfften Männern seinen Stern unter die Nase hielt.

Crown war gerade dabei, sich den Soldaten zu nähern, als er sah, wie sich die Uniformierten trennten. Zwei von ihnen gingen nach rechts, die andere Seite des Hügels hinunter, während der Rest der Männer mit Jane bei den Pferden blieb. Wahrscheinlich sollten die beiden Hamilton begraben, da jeder von ihnen einen Klappspaten in den Händen hielt.

Mit einem Satz brachte sich der Marshal hinter einem hüfthohen Felsen in Deckung, indes die beiden Männer keine fünf Yard entfernt an ihm vorbeigingen.

»Hast du die Titten von diesem Luder gesehen? Mein Gott, die schreit doch förmlich danach, gevögelt zu werden«, sagte der vordere der beiden Soldaten. Er war klein, untersetzt und ziemlich dick. Die Augen in seinem Vollmondgesicht waren vor lauter Speckwülsten kaum zu erkennen, trotzdem konnte Crown die Gier darin deutlich sehen.

»Natürlich«, erwiderte der andere, ein rothaariger, pickelgesichtiger Kerl, der beinahe zwei Köpfe größer war als der Dicke. »Aber du weißt doch, dass wir sie erst knallen dürfen, wenn Frank genug von ihr hat.«

»Ich weiß«, sagte der andere betrübt. »Aber warum bekommt er die Weiber eigentlich immer zuerst?«

»Weil Boulder der Boss ist, oder hast du das auch schon wieder vergessen? Sei froh, dass er unser Boss ist, denn ohne ihn hätten wir zum Beispiel nie etwas von dieser Sonderkutsche und den Lohngeldern erfahren«, erwiderte der Rothaarige.

Mit einem Schlag war Crown hellwach. Wenn er bisher

noch Bedenken an Pales Verdacht gehegt hatte, so waren die letzten Zweifel nun ausgeräumt. Auch wenn er die Rangordnung innerhalb der Armee nicht genau kannte, so wusste er doch, dass ein regulärer Soldat nie und nimmer auf den Gedanken gekommen wäre, einen Lieutenant mit Vornamen zu benennen. Der Hinweis auf die Soldgelder war für den Marshal daher nur noch das Tüpfelchen auf dem i.

Crown wusste, dass er sofort handeln musste.

Die Gelegenheit, dass sich die Deserteure noch einmal aufteilten, würde so schnell nicht wiederkommen. Wenn es ihm aber gelang, die beiden auszuschalten, was er sich durchaus zutraute, reduzierte er die Stärke der Bande auf einen Schlag um ein ganzes Drittel.

Crown nahm seinen Colt in die Hand und folgte den Männern so leise wie möglich.

Ein Unterfangen, das sich relativ einfach gestalten sollte, da die beiden nicht auf ihre Umgebung achteten, sondern sich lautstark über die körperlichen Vorzüge von Jane Hamilton ausließen.

Es gelang ihm daher, sich fast mühelos bis auf Reichweite heranzuschleichen, da die beiden so mit dem Ausheben von Hamiltons Grab beschäftigt waren, dass sie gar nicht bemerkten, was um sie herum geschah. Während sie um die Wette schaufelten, kam Jim Schritt um Schritt näher.

»Was denkst du, was hat Boulder danach mit den anderen vor?«, fragte der Dicke in diesem Moment und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

»Na was wohl«, erwiderte der Rothaarige und lächelte dabei zweideutig. »Umlegen natürlich.«

Jim spürte, wie sich in seinem Magen ein dumpfes, be-

klemmendes Gefühl breitmachte.

Wut, eiskalte Wut!

Mit einem Satz tauchte er im Rücken der beiden Soldaten auf. Die Finger seiner Rechten schwebten dabei dicht über dem zerschrammten Kolben seines Navy-Colts.

»Hände hoch, ihr verdammten Schweine, oder bei Gott, ich knall euch ab wie tollwütige Hunde!«

Das Grinsen fiel den beiden Uniformierten förmlich aus dem Gesicht. Der Mund des Rothaarigen öffnete sich zu einem Schrei, den Crown aber bereits im Ansatz mit einem wuchtigen Hieb seines Revolvers zum Verstummen brachte. Bevor der andere Soldat reagieren konnte, machte auch er von der Unnachgiebigkeit von Crowns Navy-Colt und dessen eisenhartem Walnussholzgriff Bekanntschaft.

Mit wenigen Handgriffen beförderte Crown die beiden Deserteure in die Grube, die sie für Joe Hamilton ausgehoben hatten, fesselte sie mit ihren Koppeln und stopfte den immer noch bewusstlosen Soldaten die Halstücher als Knebel in den Mund.

Nachdem er die Waffen der beiden den Hang hinunter geworfen hatte, machte er sich auf den Rückweg ins Lager.

Keine Sekunde zu spät!

Crown hatte die Hügelkuppe kaum wieder erklommen, als er gleichzeitig das Fluchen von Mike und die schrillen Hilferufe von Jane Hamilton vernahm.

Mit einem mächtigen Satz brachte sich der Town Marshal hinter jenen Felsen, hinter dem er sich versteckt hatte, als er die beiden Soldaten beobachtete, die Hamiltons Grab ausheben sollten. Ein kurzer Blick zeigte ihm, das Boulder und seine Männer inzwischen ihre wahren Absichten offengelegt hatten.

Zwei der Deserteure befanden sich bei der Kutsche.

Während einer von ihnen Mike und Ballard mit dem Revolver in Schach hielt, zertrümmerte der andere mit seinem Revolverlauf methodisch den Schädel von Pale, während er den Regierungsagenten immer wieder aufforderte, endlich das Versteck des Geldes preiszugeben.

Pales Schädel ähnelte inzwischen einer überreifen Melone, die vom Tisch gefallen war.

Gleichzeitig saß der dritte der Soldaten mit den Knien auf Janes Schultern und presste ihren Oberkörper auf den Boden, während Boulder mit einem zynischen Lachen zwischen ihren Oberschenkel kniete, an seiner Koppel nestelte und die Hose herunterließ.

Crown reagierte mit einer Gnadenlosigkeit, die ihn danach selbst erschreckte.

Der Revolver flog in seine Hand.

Zwei Schüsse krachten.

Die erste Kugel traf Boulder genau zwischen die Augen.

Ein ungläubiges Staunen breitete sich auf dem Gesicht des Lieutenants aus, während er langsam zur Seite fiel. Eine Sekunde später stieß die nächste Kugel den Mann, der immer noch auf Pale einschlug, wie ein lästiges Insekt einfach zur Seite.

Sie erreichten Fort Elliott zwei Tage später.

Das ganze Fort glich einem Ameisenhaufen. Die Nachricht, dass die Gelder für den letzten Monatssold eingetroffen waren, hatte den ganzen Stützpunkt in Aufregung versetzt.

Überall wimmelte es von Soldaten, die zusammenliefen und ihnen aufgeregt entgegen kamen, kaum dass die Kutsche die weit geöffneten Flügeltüren des Eingangstores passiert hatte. Crown, der neben Mike auf dem Kutschbock saß, erkannte, wie von der Veranda der Kommandantur aus ein hoch aufgeschossener Offizier auf den Kasernenhof sprang und ihnen entgegenlief.

»Lieutenant Collins«, sagte er, nachdem er vor ihnen stand und salutierte.

»Crown«, sagte der Marshal und erwiderte den Gruß. Dann deutete er nach unten auf den Wagenschlag. »Wenn Sie die Tür aufmachen, wäre es besser, Sie würden eine Waffe in den Händen halten. Wir haben Ihnen außer dem Sold auch noch vier Deserteure mitgebracht. Ach ja, ein Arzt wäre nicht schlecht. Von den drei Passagieren, die Ihre Fahnenflüchtigen bewachen, sind zwei ziemlich schwer verletzt.«

Der Lieutenant nickte und bellte ein paar knappe Befehle. Sofort war die Kutsche von Bewaffneten umringt, von denen einer sich um die Verletzten kümmerte. Erst dann nahm Crown die Hand vom Colt.

Seit er auf die Kutsche gestoßen war, blieben nur Tote am Wegesrand zurück, Weiße wie Indianer. Er war froh, dass dieses Kapitel um die Todeskutsche endlich abgeschlossen war.

Ende

